

# Die Hirten von Rocca [Fortsetzung]

Autor(en): **Renker, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 45

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648808>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Hirten von Rocca

ROMAN VON GUSTAV RENKER

2. Fortsetzung

„So viel auf einmal fragt der Herr Pfarrer!“ Tänzeln stand sie auf der schmalen Schneide. „Wie ich heiße — ich bin Nina Padrutt. Den Namen habt Ihr wohl schon gehört. Addio!“

Fort war sie. Klappern von Schuhen, Klirren des Stockes. Als ich ungewandter Mensch mich durch Alpenrosen und Blockgewirr gearbeitet hatte, tauchte sie schon weiter oben zwischen den Steinen auf und nieder, einmal verschwindend, einmal wieder auffschnellend wie ein flatternder Irrwisch mit ihrem wehenden Herenhaar.

Nina Padrutt — Nina Padrutt!

\* \* \*

Nun weiß ich vieles, weiß alles. Oder nein — nur einen Blick über die Oberfläche habe ich gewonnen, die Tiefe ist mir noch verborgen. Die muß ich selbst enträtseln.

Bei Beni war ich oben, auf der Alp, die Saletto heißt. Sie liegt in dem Seitental, das etwa eine halbe Stunde hinter Rocca rechts abzweigt und zu dem Paß Forca del Balone hinaufführt. Die Bodenformen sind hier etwas weicher und ausschwingender als in der zum Passo Giatif aufsteigenden Fortsetzung des Haupttales. Der Monte Croce zwischen beiden Pässen ist ein behäbiger langer Rücken, schön weiß geprenkelt mit Schneefeldern, die Cima Candele, von ihm durch die Forca getrennt, trägt sogar ein kleines Gletscherlein, das mit einigen richtigen Spalten prahlt. Ihrer fünf habe ich gezählt. Ueber die Forca del Balone führt ein gebahnter Pfad. Er wurde vom Militär im Kriege angelegt, als auch in diesen Bergen Grenz wacht war. Der Beni erzählt, daß man damals den Geschüßdonner sehr nahe hörte — es ist ja nicht mehr weit zur ehemaligen Dreiländerecke, wo Italien, Oesterreich und die Schweiz zusammenstießen. Aus jener Zeit stammen noch verfallene Unterstände, an der Forca del Balone, am Passo Giatif und auf dem Monte Croce. Heute nächtigt in ihnen zeitweise eine Patrouille der Doganieri, während meine Landsleute ennet der Paßhöhe ein heimeliges Berghüttlein für ihre Zöllner erstellt haben.

Beni hatte mich schon von weitem kommen sehen; er stand auf dem Läubli, das die Hütte randet, und schrie mit wehenden Armen. Es war noch ein steiler, letzter Weg. Bis ich ihn hinter mir hatte, prasselten über dem Feuer auf der mächtigen Herdplatte aus Granit schon Speck und zerlassener Käse. Dabei stand kühle Milch, die fett und dick war wie Nidle (Rahm) in der Stadt. Auch Beni guckte meine Kluft an, den schwarzen Rock und den manierlichen Hut. Dazu die zwar dicksohligen, aber ungenagelten Schuhe.

„Weiß schon“, wehrte ich ab, „es ist eine lächerliche Kleidung für die Berge. Ich habe einen Touristenanzug bestellt und derbe Schuhe.“

„Soll ich Euch Scarpetti anfertigen, Herr Pfarrer?“ Beni wirbelte um mich herum, stellte zu dem Brei von Speck und Käse, den er Fricca nannte, eine Schüssel dampfender Polenta und neben die Milch eine bauchige Flasche mit friedlich glas-

klarer Flüssigkeit. War aber der sanften Milch erbitterter Feind, ein höllisch scharf gebrannter aus Wacholderbeeren.

„Seid Ihr denn Schuster, daß Ihr Scarpetti anfertigen könnt?“

„Ich kann vielerlei. Ich kann auch lismen (stricken) — da seht!“ Bevor ich in Sicht gekommen war, hatte er tatsächlich an einem dicken grauen Wollstrumpf gelismet. „Solche mache ich Euch für den Winter. Die geben warm und kriegen keine Löcher wie das Maschinenstrickzeug in der Stadt.“

Ich löffelte Polenta und Fricca. Die Speise war grob und schwer, aber der lange Anstieg hatte mir Hunger gemacht. Wir saßen im Läubli, von oben, wo scheinbar ganz nah das breite Tor der Forca war, klangen die Herdenglocken. Das Vieh weidete tagsüber an den Hängen unter der Scharte und auf den breiten Grashändern, die sich in den Nordabfall des Monte Croce hineinzogen. Das Kreuz des Berges sah man von hier aus nicht, die Alp Saletto war so nahe herangerückt, daß man den Gipfel nicht erblicken konnte.

„Gestern sah ich zwei Gestalten oben“, erzählte ich während des Essens. „Waren Touristen da?“

„Werden Zollwächter gewesen sein. Wahrscheinlich Schweizer. Die haben Freude an den Bergen und verbinden die Dienstgänge gerne mit einer Gipfelschau. Die Italiener sind faul und freuen sich, wenn sie ihren vorgeschriebenen Weg fertig haben. Sie haben dort hinter der Cima Candele eine Cantoniera, aber hier sieht man sie selten.“

Nach dem räßen Essen verkostete ich vom Schnaps; er versengte mir fast die Gurgel.

Von der Hütte aus sah man den Seitengraben hin, durch den ich emporgestiegen war. Rocca war nicht zu erblicken, ein wildiger Ausläufer der Cima Candele verdeckte das Dorf. Aber ich gewahrte das wüste Hochtal, wo mich gestern das Gewitter überrascht hatte. Ueber ihm stand, noch herrlicher und königlicher als ich sie je erblickt hatte, die Bergine.

Nun mußte ich Beni wohl sagen, was ich gestern erlebt hatte. Ich war angefixt des Hasses, den er gegen Gian Padrutt geäußert hatte, gespannt, wie er meine Erzählung aufnehmen würde.

Behaglich umwölkte mich der Zigarrenrauch, und auch Beni hielt eine in den kloßigen Fingern, so wie man etwa einen Spazierstock hält.

„Gestern nachmittag habe ich einen Spaziergang in jene Hochmulde gemacht — die dort meine ich mit den vielen großen Felsblöcken —“

„Man nennt sie Todmatte, weil vor Jahrhunderten ein Bergsturz eine Alp mit Menschen und Vieh erschlagen hat.“

„Dort wurde ich vom Hagelwetter überrascht.“

„Bös! Es ist strubb niedergegangen.“

„Ich hatte ein gutes Schermen. War für zwei Paß, für mich und die Nina Padrutt.“

Ich hatte mich auf eine kleine Ueberraschung gefreut, aber diese Menschen, die stündlich von Gefahren umlauert sind, explodieren nicht so beim Auftauchen des Unerwarteten. Beni betrachtete das übel zerkaute Ende seiner Zigarre, gab dann das

nutzlose Saugen an dem ungewohnten Stimmstengel auf. Er zerbröckelte ihn und stopfte ihn in sein Pfeiflein.

„So, so! die Nina habt Ihr getroffen. Ist ein wunderfeines Meitli.“

Er gab also trotz der Abneigung gegen den Vater die Schönheit der Tochter zu. Das freute mich.

„Ich war etwas erstaunt. Sie erzählte mir, sie sei in Mailand und Paris gewesen.“

„Merkwürdig!“ schüttelte er den Kopf. „Erzählt hat sie Euch etwas? Ich hatte gedacht, sie springt Euch mit den Fingernägeln ins Gesicht.“

„Warum? Ich habe ihr doch nichts getan. Doch ich sehe schon — Ihr müßt mir jetzt der Reihe nach alles berichten. Herr Almen scheint das aus irgendeiner Angst nicht zu wollen, und die andern Dörfler sind noch verschlossener.“

„Glaub's schon, der Padrutt hat eine eiserne Hand, und überall sind seine Leute. Wenn der Gian oben in den Bergen etwas befiehlt, dann geschieht es in Rocca. Ich glaube“, setzte er nachdenklich hinzu, „wenn er befohlen hätte, Euch aus dem Wege zu räumen, dann wäre das auch geschehen.“

„Aber Beni! Das wäre ja Mord!“

„Ja, man nennt's so. Wenn ein Gemsbock den andern in den Abgrund stößt — ist das Mord?“

„Wir sind doch keine Tiere.“

Er nickte, fuhr aber fort: „Ihr kennt das Volk hier nicht. Es ist immer ungebärdig und wild gewesen. Es gibt gewisse Tiere, hab ich gelesen, so etwa das Zebra — das kann man nie ins Joch spannen. Genau so ist es mit den Menschen von Rocca. Weiß Gott, welch harter Sturm, welche Kriegsnot sie vor Jahrhunderten hieher getrieben hat. Aber festgenißt haben sie sich wie der Adler im Fels. In der Tiefe gehen sie ein. Sogar die Italiener wissen das. Es kommt wohl alljährlich eine Assentierungskommission nach Forni Avoltri, und da müssen sich auch die Burschen von Rocca stellen. He ja, aber kommen tun sie nicht. Dann schnüffeln die Karabinieri eine Weile hier herum, aber es nützt nichts. Und die paar, die sich wirklich stellen, bleiben nie lange beim Militär. Sie desertieren oder hauen sich einen Finger ab, um frei zu kommen. In den letzten Jahren haben sie nie einen Roccaner genommen, weil alle Zähmungsversuche nichts nützen. Immerhin, trotz dieser Wildheit, waren die Leute ein stilles und fleißiges Hirtenvölkchen, solange man sie eben in ihrem Schlupfwinkel ließ. Sie haben auf ihre Weise den alten Väterglauben gepflegt und so kümmerlich im Kampf mit den Bergen hingelebt.“

Da war — fünf Jahre sind das nun her — plötzlich der Gian Padrutt da. Der Name ist bündnerisch, va bene! Aber ich glaube, der Mann ist von weiter her gekommen. Vielleicht war er ein Ueberseer — ich weiß nicht. Nur einige Wochen hat er in Rocca gelebt, dann ist er höher hinaufgezogen. Irgendwohin in die Felsen der Bergine. Er hat eine seltsame Macht über die Menschen — unter seinem Blick ducken sich die wildesten Burschen, und er macht mit ihnen, was er will. Mehr als das: er ist ihr Halbgott, sie gehen für ihn durchs Feuer. Es hat den Roccanern ja eigentlich nur so einer gefehlt, der sie führen würde. Die Kraft, die in diesen zähen Körpern und harten Herzen lebt, hat sich doch nie beim Hirten von Vieh, bei Käs- und Antenmachen austoben können.

Jetzt war der Padrutt da, und sie rannten ihm nach. Von nun an ist's heimlich und nachtschleicherisch geworden zu Rocca. Der Padrutt führte die Männer krumme Pfade, er hatte eine richtige Bande ausgebildet.“

„Aber zu welchem Zwecke?“ fragte ich entsetzt.

Beni lachte auf. „Könnt Ihr Euch das hier an der Grenze nicht denken? Ist doch einfach genug.“

„Schmuggel?“

„Natürlich! Das heißt“, setzte er eifrig hinzu, „ich weiß davon wenig, ich rei-me es mir nur so zusammen. Die Leute verraten nichts, zu eifern liegt die Hand des Padrutt auf ihnen. Aber wenn sie nachts fortschleichen, wenn man ihre Lichter im Fels sieht — was soll's anderes sein?“

„Man müßte doch auch Warenballen sehen?“

„Glaubt Ihr, die machen das so plump? In Rocca, wo doch zeitweilig Bergsteiger durchkommen, wo hie und da, zwar etwas ängstlich, die Karabinieri sich umsehen? Oh nein, der Padrutt hat das gar nicht notwendig. In diesen unwegsamen Bergen, in den langen Graten, die sich bis ins Unterland vorstrecken, gibt es genug heimliche Schlüfe, auf denen man sich bewegen kann, wenn man ein tapferes Herz und ordentliche Muskeln hat. Das, Herr Pfarrer, sind die Dinge, nach denen Ihr nicht fragen sollt. Und nun begreift Ihr wohl auch, warum Euch der Padrutt nicht gut gesinnt ist? Ihr seid ein Mann des Friedens und ehrlichen Lebenswandels, das werdet Ihr den Roccanern predigen. Ich kann den Padrutt wohl verstehen, daß er einen neuen Geist fürchtet, der nun in sein Volk kommen könnte.“

„Das will ich auch“, sagte ich lebhaft und sprang von der Bank auf, dem großen Berg Bergine zugewandt. Mir war, als müsse ich mein Wollen dem Gegner, der sich dort im Geblüf barg, zuschreiben.

„Ihr müßt aufpassen“, meinte Beni bedächtig. „Der Padrutt ist ein gewaltiger Mann. Wäre der in anderen Verhältnissen und anderer Zeit geboren, so wäre er vielleicht ein großer Kriegsheld geworden. Jenseits der Grenze kennen sie ihn und fürchten ihn. Aber erwischt haben sie ihn nie. Nicht einmal gesehen haben sie ihn.“ Er stockte. „Möglicherweise hat ihn einer gesehen, der Korporal Jean Schneiter. Der wird nämlich seit einem Jahr vermißt.“

„Ihr glaubt?“

Er zuckte die Achseln. „Sowie so — ich glaube. Mehr kann ich nicht tun. Ich plaudere oft mit den schweizerischen Grenzern, wenn sich etwa ein Stück Vieh über die Forca verläuft. Da hört man so allerlei.“

„Warum aber, Beni, seid Ihr selbst von diesen Dingen ausgeschlossen? Hat man nie versucht, Euch in den Kreis des Padrutt zu ziehen?“

Er lachte grell auf. „Ob man's versucht hat! Deshalb bin ich ja heute ein Krüppel. — He, Ihr esst ja nichts, Pfarrer. Die Berge sind rauh, da taugt so grobe Kost.“

Er hatte nämlich noch eine Nachtschpeise aufgetragen, in Butter abgeschmälzten Brei von Rinde und Mehl. Große, schwere Klumpen, die von Fett triefen. Und ich hatte, von der Fricca gesättigt, nur spähleinhaft daran gepickt.

„Die Uhr zeigt fünf“, sagte er mit einem Blick nach Norden. Der Schatten des Monte Croce ist seine Uhr — jetzt rückte er in das Hochtal der Todmatte hinein. „Ich muß das Vieh eintreiben. Vielleicht gelustet es Euch, vom Paß ins Schweizerland hinüberzusehen. Es ist nur eine halbe Stunde hinauf.“

Ja, es tat mir gar wohl, etwas Bewegung zu machen. Der Weg schlang sich in weiten Kehren hinauf, zwischen Geröll und Alpenrosenbeständen durch, in saftigen weichen Matten fast verschwimmend. Rechts oben waren in den Fels Mauern eingebaut, in denen leere Fensteraugen waren.

„Da haben die italienischen Grenzer gewohnt, als der Krieg war. Sollen mit den Schweizern gute Freundschaft gehabt haben. Chianti hier — Schokolade dort. So lebten beide wohl.“

„Und heute alles verlassen!“

„Darum kann der Padrutt auch so üppig werden.“

„Ja, nun berichtet mir weiter. Wie war das damals?“

Mir war es lieb, wenn er erzählte. Er stieg leicht bergan, und sein Pfeiflein zog einen dünnen Rauchfaden hinter uns nach. Ich aber schnaufte schon erheblich und freute mich auf die Paßkraft.

„So war das. Eines Tages ist es wie ein Befehl gekommen: der Benjamin Julien sollte um die und jene Zeit oben am Passo Ciatis sein. Gian Padrutt hätte mit ihm zu reden. Was du mir in die Schuh', denke ich und sage dem Boten, der Beni sei um diese und jene Zeit daheim, und wenn der Padrutt kommen würde, dann tät sich der Beni überlegen, ob er ihm eine Audienz schenken würde.“ Er lachte sehr über seinen Spaß, so teuer ihm der auch gekommen war. „Denket, dem Boten hab ich das Wort Audienz aufschreiben müssen, er hat's nicht mögen“

behalten. Item, der Padrutt hat's schon verstanden. Aber weiter nichts sagen lassen.

Drei Wochen später — steht ein Gusti (halbwüchsiges Kind) in der Crocewand und brüllt unvernünftig. Hat sich verstiegen gehabt. Ich bin mit dem Seil hin, nach dem Tierli schön getan und es beruhigt. Aber wie ich's über die böse Steell kriege, das hab ich selbst nicht gewußt. Da steht untereinisch (unerwartet) der Padrutt vor mir. Wie ein Riese aus dem Boden gewachsen. Seine schwarzen Augen haben böse gefunkelt, und ich hab aus eigenem die Macht des Mannes verspürt. Sei e chly (etwas) hasenberzig ist mir gewesen. Der Padrutt aber hat mit seiner tiefen Stimme, die wie ein Bergecho rollt, gesagt: „Allein zwingst du es nicht, Beni. Wir seilen das Gusti um, ich halte von oben und du ziehst feitlich, so kriegen wir es auf das untere Band. Von da findet es den Weg.“

„Mira! (von mir aus!) brumme ich. War einesteils froh, daß er helfen will, anderweg hab ich gedacht, er plagiere (prahle). Ein Gusti am Seil die Fluh ablassen — drei starke Männer gehören dazu!“

Wir seilen also das Tierlein an, er verstemmt sich hinter einem Fels.

„Heb fest! sage ich besorgt. „Sonst gheist (fallst) du mit ihm in die Tiefe.“ Da brüllt er mich an: „Zu mir sagt man nicht du, verstanden! Nei, was bin ich erschläpft (erschrocken). Er hat schriftdeutsch gesprochen wie ein Preuß.“

Item, daß ich's kurz mache: hat Euch der Donnersterli nicht das Gusti am Seil über die Fluh baumeln lassen wie ein Kind sein Holzpferdlein an einer Schnur auf und ab tanzen läßt. Das Gusti war gerettet und ist heimzu getrollt, wir sitzen selbänder auf dem Rasen, und ich hab mich auch manierlich bedankt.

„Jetzt zu uns zweien“, meint der Padrutt. Und dann hat er begonnen mit seinen Vorschlägen. Ich sei mit den Schweizer Zöllnern gut, käme oft ennet dem Paß zu ihrer Hütte. Ausborchen sollte ich sie, welche Patrouillen sie vorhätten, was sie ansonsten planten.“

„Etwas unvorsichtig von Padrutt“, meinte ich. „Damit gibt er ja seine Schmuggelei zu und riskiert eine Anzeige durch Euch.“

„Nein, so dumm war er nicht. Mit keinem Wort hat er seine eigenen Geschäfte erwähnt. Und selbst wenn er's getan hätte! Erstens waren wir allein und ohne Zeugen. Und zweitens, Herr Pfarrer — glaubt Ihr, es wäre mir gut bekommen, in Rocca als Verräter zu leben? Nicht mittun — ja, das stand mir frei. Das tut auch Allmen. Aber verraten — uje!“

Er schwieg eine Weile, spähte nach der nahen Scharte. Gewiß hielt er nach Zöllnern Ausschau, die etwa unser Gespräch auffangen konnten. Aber der Halbkreis, mit dem die Forca del Balone in den seidenblauen Himmel schnitt, war leer.

„Wir sind heiß übereinander gekommen, so wie Wasser mählich zu kochen beginnt. Ich hab meinen Respekt verloren, hab ihm ins Gesicht gesagt, daß er die Roccaner verderbe, daß er ein schlechter Cheib sei — alles mögliche, was keine Schalmel für seine Ohren war. Er war zuerst ruhig — auf einmal aber brandet's auf und — ich weiß nicht, wie es gekommen ist — sind wir ineinander verkrallt. So schnell ist das alles gegangen, ich kann mich heute nicht mehr besinnen.“

Da standen wir auf der Forca, die sonnige Weite des Nordens tat sich auf. Ich hatte dafür keinen Blick.

„Und — wie weiter?“

Beni ließ sich auf einen Felsblock nieder. „Weiter? In der Hütte bin ich aufgewacht. Zwei Stunden später haben mich Roccaner geholt. Hat alles der Padrutt gemacht — mich nach bösem Sturz zur Hütte geschleppt, verbunden und die Leute gesandt.“

„Das war doch eigentlich schön von ihm.“

Sein Gesicht verzerrte sich. „Schön! Ein Krüppel bin ich geblieben — ah was!“ Die Züge entspannten sich. „Einmal rechnen wir ab. Doch das soll Euch die Stunde nicht vergällen, Herr Pfarrer. 's ist schön da oben, gelle! Luegit, die Schweizer Berge — dort ist der Biz Bernina. Und dann das Tirol. Ja, jetzt

heißt's Alto Adige. Der große Weiße ist der Ortler.“ Er wies nach unten, wo auf einem grünen, lawinensicheren Mattenrücken eine Hütte mit blühenden Fenstern stand, auf dem Giebel die Fahne meiner Heimat. „Da wohnen die Schweizer Zöllner. Der Sergeant Schuppli ist mein guter Freund.“ Er muschelte die Hände vor den Mund. „He, hallo, Schu-u-ppli!“ Unten blieb alles still. „Werden auf Patrouille gegangen sein, den Padrutt fangen. He, he, da können sie alt und grau werden!“

Mich verlangte nicht nach der Gesellschaft des ehrenwerten Schuppli. Ich wollte noch viel wissen.

„Und die Nina — die Tochter? Was ist mit der?“

Er zuckte die Achseln. „Da weiß kaum einer etwas Genaues. Sie ist erst im Frühling hergekommen. Daß der Padrutt einmal Schmugglerhauptmann werden würde, das ist ihm, scheint's, nicht an der Wiege gesungen worden. Er hat gewiß einmal bessere Zeiten gehabt, wohl auch ein Weib, das ihm vielleicht verstorben ist. Davon ist das Meitli. Und das läßt er gut erziehen. Warum sie jetzt plötzlich da ist — ich weiß nicht. Niemand weiß es. Kann mir auch nicht vorstellen, wie sie oben im Berg lebt. Die ist gewiß Besseres gewohnt. Ich denk, sie wird nicht lange hierbleiben.“ Er blinzelte lustig mit den Augen. „Der Jofap Werlen, der Euch das Gepäck gebracht hat, soll sie arg liebhaben — sagt man. Henu, die findet in Paris Besseres als so einen Klok.“

Ich wollte ihm heftig entgegnen, ihm sagen, daß mir Nina Padrutt nicht darnach aussehe, auf den Pariser Boulevards Abenteuer zu suchen. Aber was hatte das für einen Zweck? Sein Haß gegen den Vater übertrug sich auch auf die Tochter. Wir stiegen im Abendflammen zur Hütte; ich wollte des Beni Gast auf dem Heulager unter dem steinbeschwerten Dach sein.

Die Glocken der Küche läuteten ringsum, die Schatten fielen, und die Bergine stand wie eine lodrende Fackel vor mir. Im Stalle war Beni beim Melken, ich saß allein im Läubli und träumte in den Bergabend. Mein Rucksack hing am Haken, wo ich ihn vor unserem kleinen Ausflug aufgehängt hatte. Ich wollte mein Tagebuch herausholen, die Begebnisse der letzten Stunden eintragen — da kniferte etwas unter meiner Hand in der Rucksacktasche.

Ein Brief, ein feines, violettees Kuvert, dem ein zarter Duft entströmte. Wer war in unserer Abwesenheit hier gewesen und hatte den Postboten gespielt?

Dieses feine Kuvert — was dachte ich doch für närrische Dinge!

Aber die Schrift auf dem Briefbogen war nicht fein. Sie war hart und ungefüge, jedoch die Hand eines Mannes, der viel geschrieben hat.

„Herr Pfarrer, es ist Ihnen nicht gut, sich mit meinen Feinden zusammenzutun. Berkehren Sie mit wem Sie wollen, aber lassen Sie Dinge aus dem Spiel, die mit Ihrem Amt nichts zu schaffen haben. Gian Padrutt.“

Ich habe Beni den Brief nicht gezeigt.

\* \* \*

Nun habe ich zum ersten Male ein Kind getauft in Rocca.

Und es werden ihrer noch mehr nachzutausen sein, die schon längst munter auf ihren dicken Strampelbeinen laufen. Seit der schwarze Gian herrscht, ist kein Pfarrer aus dem evangelischen Hilfsverein von Mailand nach Rocca gerufen worden. Früher war das ein-, sogar oft zweimal der Fall. Seither läutet des Padrutt Wort statt symbolischer Kirchenglocken: Lest eure Bibel, deutet euch die Schrift aus und jeder soll nach seiner Weis selig werden. Was braucht ihr den fremden Pfaff aus der fernen Stadt!

So ist's mir gesagt worden — ich hab darüber nachgedacht. Es schien mir bemerkenswert, daß der wilde, einsame Mann im Fels seine Hörigen nicht vom Glauben überhaupt abbringen will. Entweder ist trotz des Ungefeglichen, das er tut, in ihm noch Scheu und Achtung vor den letzten Dingen, oder er fürchtet, seine Leute zu verlieren, wenn er an ihr Tiefstes greift. Und das



ist dem Bergmenschen Gott, der nicht nur aus den Wunden seiner Schöpfung vernehmlich wie sonst kaum wo spricht, sondern sich auch als strenger Herr im alttestamentlichen Sinn zeigt durch die Gewalt und Urkraft der Elemente.

Jedenfalls: Badrutt hat es nicht gewagt, aus dem schlichtgläubigen Hirtenvolk eine Gottlosenhorde zu machen. Nur den Führer will er nicht hier haben, der seine, des Badrutt, Schar aus den Schreckenswänden der Bergine in ein mildes, grünes Land führen könnte. Wir sind Feinde — ich weiß es. Der Riese vom Berg, der ein Kind an einem Seil mit seinen Armen über den Abgrund baumeln läßt, und der schlanke gelehrte Mann aus der Stadt, dessen bleiches Gesicht jetzt langsam das erste Sonnenbraun bekommt.

Aber bin ich nicht viel stärker als mein Gegner? Ja, nun habe ich das erste Kindlein getauft.

Die Mutter kam spät abends zu mir, als hätte sie sich gescheut, den Weg am hellen Tag zu machen. Ich war in Benis Stube; er ist wieder im Dorfe, abgelöst von meinem Hauswirt Allmen. Des Beni Stube ist ein kleines Museum, voll der Merkwürdigkeiten, welche die Landschaft birgt. Wieviel an Wissen dieser einfache Bauernknecht erworben hat! Und mehr als das: er spendet von diesem Wissen mit reichen Händen. Denn erst kürzlich habe ich erfahren, daß er in den langen Wintermonaten die Kinder um sich sammelt, ihnen nicht allein das Dürftigste an Schreiben, Lesen und Rechnen beibringt, sondern auch die vielen Erscheinungen ihrer Heimat erklärt, die sie täglich sehen, ohne sie zu verstehen.

Dazu und wohl auch zu eigener Freude hat er gesammelt, was irgendwie des Sammelns wert ist. Tiere, Pflanzen, Steine, Bilder, sogar Bücher, die er von seinem kleinen Löhnlein erschwingen konnte. Dann Gegenstände aus vergangenen Zeiten, die man bei Grabungen unten in Forni Avoltri gefunden hatte, das schon von den Römern besiedelt war. Funde aus neuester Zeit, als hier oben italienische Truppen weilten. Welche Gegenstände: ein Kurzschwert der Legionäre Cäsars — ein verrostetes Alpinibajonett. Ein Helm aus der Zeit vor Christus — ein stählerner Kriegshut der Bersaglieri.

Benis Stolz ist ein ausgestopfter mittelgroßer Bär. Er wurde vor zehn Jahren in der fast unzugänglichen Schlucht, die rechts von Forni Avoltri in den Berg schneidet, geschossen und verstaubte in der Wirtsstube. Beni tauschte den urchigen Bergkönig gegen eine geschnitzte Madonna ein. Die Roccaner wildern gerne, und der Beni hat sich nach einem Handbüchlein das Ausstopfen und Präparieren selbst gelehrt. Da breitet der Adler unter der Stubendecke seine Schwingen, und wenn der große Steinofen prasselt und glüht, gerät er unter dem Zuge der warmen Luft in ruhiges Kreisen. Mit gläsernen Gläseraugen sehen Wildkatze und Marder, Iltis und Fuchs von den Wänden, neben Reh- und Gemshörnern breitet sich des Hirsches vielzackige Krone und schwingen des Steinbocks mächtige Hörner.

„Na, Beni, die beiden Tiere kommen hier nicht vor — die hat sich ein fecker Roccaner wohl aus unserem Naturschutzpark im Engadin geholt?“

Beni Julen ist ein Diplomat. Er zog fragend die Mundwinkel herab und breitete ebenso unschuldig die Arme aus. Oder sollte er selbst . . . ? Eine große Kiste mit einem Drahtgeflechtdeckel in der Ecke.

„Mein, Beni, das ist doch gewiß nicht schön!“

„Nicht schön?“ sagte er fast gekränkt. Und griff wahrhaftig mit den Händen hinein in das graue Gewimmel. Eine mittelgroße Schlange hing in seiner Rechten, an der Schwanzspitze gehalten, und pendelte mit züngelndem Kopf hin und her. Beni schob die flache Linke langsam von unten empor, bis der Kopf der Viper darauf ruhte. Nun schlang sie sich um seinen Arm und genos sichlich die menschliche Körperwärme.

„Man darf sie nur nicht grob anpacken und sich mit der Hand nicht so nahen, daß sie sich bedroht fühlt. Sie verteidigt ja nur ihr armes Leben. Kein Tier ist böse, Herr Pfarrer.“ Er ließ die Schlange wieder in den Käfig gleiten. „Und viel-

leicht auch kein Mensch. Nur das Teufelein, das sich überall einnistet will — das macht's. Glaubet Ihr nicht auch?“

Er ist ein Philosoph, der Beni, und ich habe oft Mühe, zwecklos grübelnden Gesprächen auszuweichen.

Damals war es, daß die Frau Magdalena Blattner zu mir kam. Allmens Bub hatte die Türe geöffnet. „Da ist der Herr Pfarrer — kommet nur.“

„Nicht um viel Geld. In Benis Stube, wo die Giftwürmer friechen.“

Draußen stand eine dunkle Gestalt.

Beni lachte. „Wenn Ihr einmal viel Geld aufzubewahren habt, Herr Pfarrer, dann legt es getrost in meine Stube. Keiner vom Dorf getraut sich herein.“

Ich trat in den Vorraum, führte die Frau in meine Stube, wo es gewiß behaglicher ist als in Benis Museum. Die Lampe hat das trauliche, ruhig summende Brennen gelernt, an den Wänden hängen die Bilder meiner Eltern, Goethe blickt weltweise auf einen nachteinsamen Büchermurm, und Richard Wagners gigantisches Haupt hilft mir die Entbehrung der lebendigen Musik tragen. Im Spind stehen Dichtung, Gedankentiefe und Gottesgelehrsamkeit in schmucken Bänden. Ein wenig bin ich hier schon daheim.

„Magdalena Blattner heiße ich und rechts äußerst ist unser Haus. Da wäre jetzt ein Büblein zu taufen.“

Heiß fuhr es mir ins Herz. Kam das Volk von Rocca zu mir in Gestalt dieser blonden Frau mit frühverhärmten, abgearbeiteten Zügen?

„Gerne! Ihr macht mir große Freude.“ Ich holte ein neues Buch vom Regal, dessen Seiten noch unbeschrieben waren. „Seht, das wird das Kirchenbuch von Rocca. Und Euer Kind wird als erster Täufling darin stehen.“

Sie zupfte verlegen an dem Umhängetuch, das ihren Oberkörper deckte. „Es ist noch eines dabei, Herr Pfarrer — werdet Ihr nicht taub (böse), wenn ich's sage? — Nein, henu, dann rede ich eben frischweg. Mein Mann, der Jakob, will's nicht.“

„Was will er nicht?“

„Daß Ihr das Kind tauft. Er sagt — je, 's ist ja dumm — ich denke anders — er sagt —“

„Daß der Bub den Pfarrer nicht brauche, um ein rechter Christ zu werden.“

Sie blickte erschrocken auf. „Woher wißt Ihr das?“

Ich lächelte, verriet es aber nicht. Eine kalte, harte Feindeshand hatte in meine jäh aufquellende Freude gegriffen. Aber mochte der oben gegen mich wirken, wie er wollte — ich würde das Kind taufen zur Ehre eines, der — noch höher oben war.

„Laßt Euch das nicht bekümmern, Frau Blattner. Aber sagt, warum wollt Ihr entgegen dem Willen Eures Gatten das Kind von mir taufen lassen?“

„Ich war die beiden Sonntage, die Ihr schon hier seid, in der Spinnstube bei Eurer Predigt“, sagte sie schlicht.

Oh, wieviel Freude war mir doch in dieser kurzen Erwähnung einer Tatsache! Freude des Bauers, der die ersten keuschen Hälmlchen der Saat sprossen sieht.

„Wie soll das Kind heißen?“ Ich nahm die Füllfeder zur Hand.

„Auch das ist so eine Sache, Herr Pfarrer. Der Jakob will, es soll — Gian heißen. Und ich hätte gerne — nehmt's nicht übel — Euren Namen.“

„Seid getrost, gute Frau; Ihr beide sollt recht haben, Ihr und Euer Jakob. Denn Gian heißt nichts anderes als Johannes.“

„Eh nein! Ihr heißet so wie der . . .“

Ich nickte. „Also, wenn es Euch paßt — morgen nachmittag um vier Uhr in der Spinnstube. Nun sehet nur zu, daß Ihr den Jakob dabei habt. Das ist Eure Aufgabe.“

„Ich meine schon, daß er kommt“, sagte sie froh. „Ein wenig wüßt tun wird er, aber es ist unser Erstes. Sechs Jahre lang haben wir gewartet — jetzt ist er rein närrisch vor Freude. Und er tut's mir zuliebe, wenn ich darauf bestehe.“

Fortsetzung folgt.